

# **Schreibwettbewerb 2025/26**

Kollegium Spiritus Sanctus Brig

## Klassement des Schreibwettbewerbs 2025/26

### Kategorie A

1. Preis:	Wenn Worte Gewicht hätten	Spadaro Martina Paola, 1B
2. Preis:	Mein Feuer im Winter	Schnidrig Lyne, 1I
3. Preis:	Angst vor dem Stift in meiner Hand / Plötzlich waren wir nicht mehr Kinder	de Jesus Cândido Nascimento Margarida, 1C

### Kategorie B

1. Preis:	Nur ein Name auf einem Klingelschild	Frei Maya, 2H
2. Preis:	Der Riss	Kiziak Hannah, 3C
3. Preis (ex aequo):	Mein Kartenhaus	Schiesser Ladina, 2D
3. Preis (ex aequo):	Die Vergessenen unter uns	Schöpfer Luna, 3D

### Kategorie C

1. Preis:	Widerstands-Modus	Kuonen Elin, Passerelle Dubs
2. Preis:	Zwischen zwei Atemzügen	Hischier Jenny, 4F

---

# Sponsoren des Schreibwettbewerbs 2025/26

## Kategoriensponsoren

Stiftung Presseverein und Walliser Boten

# RAIFFEISEN

---

## Co-Sponsoren



---

Ein besonderer Dank gilt dem Team der Gemeindebibliothek Naters, dank deren herzlicher Gastfreundschaft wir jährlich unsere Lesung dort veranstalten dürfen.

Einen herzlichen Dank auch an Medea Schmid (3A) für die Gestaltung des Umschlages, der Valmedia AG für die Erstellung der Drucksachen, dem Atelier Manus für die Fertigstellung der Broschüre, dem Sekretariats-Team um Priska Stella und der Rektoratsrätin Nadja Bonaccina für die Unterstützung bei der Organisation.

## Jury des Schreibwettbewerbs 2025/26

BA Ammann Stefanie  
Schauspielerin, Theaterregisseurin  
Belalpstrasse 12  
3904 Naters

stefania.ammann@gmx.ch

MA Arnold Franco  
Journalist SRF  
Bachhaltweg 8  
3900 Brig

franco.arnold@gmx.ch

MA Eyer Philipp  
Gymnasiallehrer, Literaturwissenschaftler  
Bammattenweg 15  
3904 Naters

philipp.eyer@edu.vs.ch

MA Imoberdorf Andreas  
Sponsoring und Finanzen  
Gymnasiallehrer, Germanist  
Lindenweg 6  
3904 Naters

andreas.imoberdorf@edu.vs.ch

Dr. Meyenberg Roger  
Gymnasiallehrer, Literaturwissenschaftler  
Ringstrasse 51  
3951 Agarn

roger.meyenberg@edu.vs.ch

Millius Johannes EFZ  
Schauspieler, Theaterregisseur, Kolumnist  
Furkastrasse 14  
3900 Brig

dialog@soein.theater

MA Scheuber Christian  
Gymnasiallehrer, Germanist  
Schlossweg 21  
3904 Naters

christian.scheuber@edu.vs.ch

MA Schnidrig Barbara  
Jurypräsidentin  
Gymnasiallehrerin, Sprachwissenschaftlerin  
Zumoberhausstrasse 25  
3935 Bürchen

barbara.schnidrig@edu.vs.ch

## 1. Preis

### Kategorie A (1. Klasse)

## Spadaro Martina Paola, 1B

### Wenn Worte Gewicht hätten

Was, wenn Worte Gewicht hätten? Zu diesem und ähnlichen Gedankenexperimenten lädt uns Martina Spadaros Gedicht ein. Mit einer metaphorisch aufgeladenen Sprache, mal zentnerschwer erdrückend, mal aus der Luft gegriffen, beschreibt Martina die Macht der Worte. Diese demonstriert die Autorin nicht nur mit ihrer bildlichen Sprache, sie spielt passend dazu auch mit der Anzahl der Verse, die zwischen federleichten Zweizeilern und bedeutungsschweren Siebenzeilern variieren.

Das lyrische Ich widmet einige dieser Zeilen einem mysteriösen Adressaten. Dieser „Jemand“ ist in ein Geheimnis eingeweiht, nämlich, dass es sich hierbei nicht bloss um ein Gedankenexperiment, sondern um die Realität handle. Worte haben Gewicht, sind Sprechakt, sind performativ. Man fühlt sich an Wittgenstein oder John Austin erinnert: Mit Worten werden Taten begangen, Menschen geehlicht, beglückwünscht, zu Grabe getragen.

Wird also jedes unserer Worte auf eine Waagschale gelegt? Gewogen und gar für zu leicht befunden? Martina schliesst mit dem Gedanken, dass man sich weder vor Worten noch vor deren Abwesenheit zu fürchten braucht, solange man sie pfeilgenau einsetzt und sich ihrer Macht bewusst ist. Wie ein englisches Sprichwort besagt “Sticks and stones may break my bones, but words will never hurt me.”

Herzliche Gratulation!

Barbara Schnidrig

## Wenn Worte Gewicht hätten

Wenn Worte ein Gewicht hätten,  
würden manche dich zerdrücken.  
Andere würden dich tragen.

„Ich bin stolz auf dich.“  
Eine Feder in deiner Brust.  
„Ich hasse dich.“  
Ein Stein in deinem Herzen.

Manche Worte sind leicht,  
andere so scharf wie Pfeile.  
Einige sind sanft,  
bis man sie zu oft benutzt,  
dann hinterlassen sie Wunden.

Was wäre, wenn wir sie tragen müssten?  
Wenn jede Lüge ein Kilo auf deinem Rücken wäre,  
Würdest du noch sagen: „Mir geht's gut.“  
Wenn es nicht stimmt?

Was, wenn man mit Worten töten könnte?  
Wenn jede Beleidigung ein Messer wäre,  
würdest du noch so leichtfertig über andere reden?

Was, wenn Worte uns malen würden?  
Wenn jedes Kompliment eine Farbe wäre,  
die das Glück malt, das wir fühlen,  
Wärst du dann netter?  
Würdest du ihr nicht einfach sagen, dass sie schön ist

Nicht um nett zu sein,  
sondern weil du weisst, wie es ist, sich farblos zu fühlen?

Wären wir nicht mutig genug,  
Um zu sagen, was wir seit Jahren in unserem Kopf vergraben haben,  
unausgesprochen, aber schwer?

Wenn Worte Gewicht hätten,  
Würden wir sie nicht prüfen, bevor sie fliegen?

Würden wir nicht versuchen,  
Sätze zu bauen, die leicht sind wie Luft,  
Statt zu schleppen wie Steine?

Vielleicht würden wir weniger reden.  
Nicht aus Angst,  
sondern aus Achtung.

Vielleicht würden wir aufhören, ständig zu urteilen über andere,  
weil wir unsere eigenen Fehler nicht aushalten.

Wenn Worte Gewicht hätten,  
wäre die Welt stiller.  
Aber echter.

„Die Worte, die du sagst, pflanzen entweder Gärten  
Oder brennen ganze Wälder nieder.“,  
hat mal jemand gesagt.  
Jemand, der weiss,  
dass ich in diesem Werk nicht hypothetisch gesprochen habe.

Jemand, der weiss,  
dass Worte wirklich wiegen,  
auch wenn es kein Gewicht ist,  
dass man auf einer Waage sieht,  
sondern eines, dass man in der Seele spürt.

Ein einziges Wort  
Und du blutest.  
Aber kein Blut.  
Du blutest Selbstvertrauen,  
an dem du jahrelang gebaut hast.  
Keine echte Verletzung.  
Aber schmerzhafter.

Jedoch haben Wörter nur ein Gewicht,  
weil wir ihnen eines geben.  
Weil wir entscheiden,  
welche Wörter wir uns selbst viele Male wiederholen  
und irgendwann daran glauben.

Wenn wir stärker sind als all diese Wörter  
nur dann werden wir so leben,  
wie wir es wollen  
und nicht wie die Norm es sagt.

Nur dann werden wir uns selbst sein  
ohne der Furcht vom Gewicht der Worte.  
aber so mutig waren bis jetzt nur die wenigsten,  
die gegen das Gewicht der Worte gekämpft haben.

Wenn Worte ein physisches Gewicht hätten,  
wäre die Welt stiller,  
aber ehrlicher.

Aber Worte haben ein emotionales Gewicht.  
Und deshalb ist die Welt  
Chaotisch und falsch,  
aber trotzdem  
irgendwie schön.

## 2. Preis

### Kategorie A (1. Klasse)

## Schnidrig Lyne, 11 Mein Feuer im Winter

Von Beginn an hat mich der Text sehr angesprochen und emotional berührt. Der Titel „Mein Feuer im Winter“ zieht sich als Metapher durch die Schilderung. Das Spiel der Autorin mit Anaphern und Alliterationen verleiht dem Text viel Dynamik und Rhythmus und lässt ihn klingen in den Ohren.

Lyne gewährt den Leserinnen und Lesern Einblicke in die Tiefen einer Freundschaft zweier junger Menschen. Zunächst scheint alles ganz fröhlich und wunderbar. Doch dann wird ein beiläufiger Gedanke der Protagonistin Wirklichkeit, und ein schwerwiegender Schicksalsschlag verändert alles.

Mit viel Hingabe und Feingefühl beschreibt die Autorin die neue Situation, die abrupte Trennung, den unwillkommenen Abschied, den Schmerz und die Trauer.

Wie heisst es doch so schön: „Die Hoffnung stirbt zuletzt.“ Oder ist die Hoffnung, als steriler Optimismus betrachtet, das letzte Übel in der Büchse der Pandora? Lyne entscheidet sich ganz im Sinne des bekannten Sprichworts. Sie lässt die Hoffnung der Ich-Erzählerin eine Richtung weisen. Diese wird sich der Kostbarkeit ihres Lebens bewusst, ändert den Blickwinkel und fasst neuen Mut. Somit endet der Text in einem aufmunternden Appell an das Leben, das Lachen und das Lieben.

Herzliche Gratulation, liebe Lyne, für diese verdiente Auszeichnung!

Stephanie Ammann

## Mein Feuer im Winter

*Dieser Text ist dem humorvollsten, lebhaftesten und stärksten Mädchen gewidmet, das ich kenne! Das ist für dich Pichi:*

Du lässt mich so viel Gutes fühlen. Bei dir fühle ich mich geborgen, glücklich, gross, genial, es scheint alles gleichgültig, glitzernd und gut. Du lässt mich alles Schlechte vergessen. Du bist für mich wie ein Feuer im Winter, denn mit dir vergesse ich wie sehr es friert. Zusammen leben wir, lachen wir, laufen wir und lieben wir. Zusammen entdecken wir Neues, erreichen vieles und sind stark.

Ich habe mich mal gefragt, was wäre, wenn du nicht mehr da wärst. Ich habe den Gedanken schnell zur Seite geschoben, denn es gibt für mich kein Leben ohne dich. Kein Sinn mehr ohne dich, denn ich friere viel zu sehr ohne dich!

Der Tag war wie jeder andere. Wir trafen uns am selben Ort wie immer, liefen zusammen zur Schule wie immer, gingen zusammen nach Hause wie immer und verabschiedeten uns wie immer. Am nächsten Tag begrüßte ich niemanden, ich bin dann alleine zur Schule, wieder alleine nach Hause und konnte mich auch von niemandem verabschieden.

Es vergingen 2-3 Tage, dann 1-2 Wochen und irgendwann Monate. Und ich begrüßte immer noch keinen, ging immer noch alleine zur Schule und wieder alleine nach Hause und konnte mich nach so langer Zeit immer noch von niemandem verabschieden.

Ich habe es lange nicht begriffen, ich habe es lange Zeit verdrängt. Ich habe lange darauf gewartet, dass wir zusammen wieder leben, lachen, laufen oder lieben, Neues entdecken oder Neues erreichen. Doch richtig leben tu' ich schon lange nicht mehr ohne dich. Richtig lachen kann ich, ohne mit Schmerzen an dich denken zu müssen, nicht. Laufen das kann ich, aber du nicht, und was bringt es mir dann? Lieben, lieben tu' ich dich immer noch, und zwar so fest, dass es schmerzt. Ich entdecke Neues, aber würde es so gerne mit dir tun. Und erreichen tu' ich ohne dich nur halb so viel.

Ich frage mich, was du jetzt gerade machst und ob du jemals wieder lachst. Ich frage mich, ob du morgen wiederkommst und meine Zweifel einfach nimmst. Ob du morgen wiederkommst und meine Seele wieder wärmst. Ob du morgen wiederkommst du meine Einsamkeit mir nimmst. Doch das Morgen bleibt leer. Das Morgen bleibt kalt und verdammt nochmal, das Morgen bleibt einsam! Das Feuer im Winter, es fehlt mir!

Aufgeben ist keine Option. Das habe ich schon so oft gehört! Sei es beim neuen Klavierstück, beim Sport oder in der Schule. Da fiel es mir so leicht, daran zu glauben und mich daran zu halten. Nicht aufgeben! Doch das hier ist etwas anderes! Nicht aufgeben?

Kann ich eine Hoffnung wieder zurückbekommen, wenn ich sie schon längst verloren habe? Denn ich will hoffen! Ich will es nicht so enden lassen, doch die Kälte lässt mich fast nur hassen. Und wir wissen alle: Hassen lässt Hoffnung verblassen. Doch die Zukunft, die ist noch längst nicht geschrieben, oder?

Lange Zeit sollte ich schweigen. Das tat ich. So konnte ich das alles irgendwie verdrängen. Ich wollte und konnte es so lange nicht wahrhaben. Das Schweigen wirkte wie ein zarter Schleier, der die Risse verdeckt und die Welt wieder ganz erscheinen lässt. Doch dann die Nachricht an alle. Eine Nachricht, die sich so schnell verbreitet hat, wie ein Lauffeuer, das in Sekunden alles erfasst. Und plötzlich wurde ich mit mitleidigen Blicken angeschaut, mit Fragen bombardiert und mit Tränen überschüttet. Mit jedem Blick und mit jeder Frage nach deinem Zustand, wurde es realer. Ich konnte es nicht mehr verdrängen. Ich musste es wahrhaben. Es schmerzte, die Blicke zu ertragen und an all das Schlimme erinnert zu werden. Es schmerzte, die Fragen anderer beantworten zu müssen und schon wieder die Tränen herunterzuschlucken.

Es schmerzte allein beim Gedanken an dich. Wie kann sich etwas so schnell ändern? Früher habe ich doch so gerne an dich gedacht! Ich hatte dann immer ein Lächeln im Gesicht. Und jetzt? Tränen. Egal, wo ich hinschaue, egal wo ich langgeh', überall seh' ich dich: Hier haben wir so sehr gelacht! Hier sind wir um die Wette gerannt! Hier haben wir als kleine Kinder gespielt. Diese Chips, die liebste du. Oder hier, hier hast du mich wie ein Feuer im Winter gewärmt und mich vergessen lassen, wie sehr es friert... unendlich viele Erinnerungen von dir! Es sind schöne Erinnerungen! Aber ich wollte doch noch so viel mehr Erinnerungen mit dir schaffen! Du warst schon immer die Stärkere von uns beiden. Doch wird deine Kraft ausreichen? Wirst du durchhalten? Ich kann nur hoffen! Denn ich will es nicht so enden lassen! Doch die Kälte lässt mich fast nur hassen! Und wir wissen alle: Hassen lässt Hoffnung verblassen. Doch die Zukunft ist noch längst nicht geschrieben! Mein Feuer im Winter, es wird zurückkommen, sich zurückkämpfen, durchhalten und mich bald wieder wärmen! Das weiss ich! Ich bin ehrlich. Ich glaube, ich habe durch dich gelernt, jeden Tag meines Lebens ein kleines bisschen mehr zu genießen. Nicht, weil es perfekt ist. Nein das ist es bestimmt nicht. Sondern weil nichts selbstverständlich ist. Ein Leben kann sich ändern. Von einem Tag auf den anderen. Es ist nicht selbstverständlich, gesund zu sein und nicht jeden Tag, um sein Leben kämpfen zu müssen. Es ist nicht selbstverständlich, jeden Tag etwas zu essen zu haben. Es ist nicht selbstverständlich, in die Ferien zu fahren. Es ist nicht selbstverständlich, an Weihnachten Geschenke unter dem Baum zu finden. Es ist nicht selbstverständlich in einem Land geboren zu sein, in dem man aufwächst ohne die Angst, dass morgen eine Bombe fällt und es ist auch nicht selbstverständlich, eine Familie zu haben, die bleibt. Die trägt. Die einen auffängt, auch wenn alles wackelt.

Ich könnte ewig so weitermachen. Aber genau darum geht es: unsere Zeit ist nicht ewig. Das Leben ist kurz. Manchmal auch brutal. Also lasst uns nicht warten, lasst uns heute leben. Heute lachen. Heute lieben. Lasst uns unsere kostbare Zeit mit Menschen verbringen, die uns guttun. Und Dinge tun, die uns wirklich glücklich machen. Nicht irgendwann. Nicht später. Sondern jetzt.

### **3. Preis**

#### **Kategorie A (1. Klasse)**

## **De Jesus Cândido Nascimento Margarida, 1C**

### **Angst vor dem Stift in meiner Hand / Plötzlich waren wir nicht mehr Kinder**

In den beiden Gedichten über Liebeskummer und das Erwachsenwerden lässt Margarida de Jesus Cândido Nascimento die Leserinnen und Leser in die Gedankenwelt einer Teenagerin eintauchen – ohne dabei in den seichten Gewässern der Young-Adult-Literatur zu versinken. Die Autorin beweist ein aussergewöhnliches Sprachgefühl, auch wenn sich vereinzelt Unsauberkeiten einschleichen.

Vor allem in ihrem zweiten Gedicht bringt Margarida de Jesus Cândido Nascimento die Adoleszenz in unserer leistungsorientierten Gesellschaft treffend auf den Punkt: „Plötzlich waren wir nicht mehr Kinder, denn plötzlich mussten wir lernen zu evaluieren und mit Noten zu kooperieren, dabei wollten wir nur spielen, nicht wissen wie viel Wert wir haben, anhand einer Note von Eins bis Sechs, dabei waren wir doch schon sieben und mit einer Vier war Papa nicht mehr zufrieden.“ Schön, wie es die Autorin angesichts solch schwerwiegender Umwälzungen schafft, nicht an sprachlicher Leichtigkeit zu verlieren.

Franco Arnold

## Angst vor dem Stift in meiner Hand

Ich habe Angst vor dem Stift in meiner Hand,  
denn ihn kann ich nicht so leicht anlügen  
wie ich es mit allen anderen kann.

Denn mein Mund kann vieles sagen,  
viele Lügen,  
viel Wahres,  
doch der Stift sagt nur das Wahre.

Mal ist er pink,  
mal hat er Kratzer,  
mal schreibt er in schwarz,  
mal schreibt er in Farben,  
doch immer nur das Wahre.

Denn wenn ich ihn in der Hand halte,  
kann ich es ihm nicht ableugnen,  
wie ich es mache bei meinen Freunden.

Denn ihnen kann ich sagen  
„wir zwei sind nur Kameraden“,  
aber der Stift weiss  
ich habe nicht aufgehört über dich zu schreiben,  
seitdem wir unser erstes Gespräch hatten,  
auch wenn es noch nicht viele weitere seitdem waren.

## Plötzlich waren wir nicht mehr Kinder

Wir waren mal Maler,  
wir malten mit allem, was wir kriegten,  
wir malten Blumen und Wiesen  
ohne grosse Analysen.

Doch dann passierte eine Sache,  
plötzlich waren wir nicht mehr Kinder.

Wir waren mal Athleten und Sprinter,  
wir waren so schnell,  
dass wir sogar Mama und Papa besiegten.

Doch dann passierte eine Sache,  
plötzlich waren wir nicht mehr Kinder.

Wir waren mal Sänger,  
wir kannten alle Lieder,  
wir waren die Besten,  
und für unsere Konzerte  
da ständen sie an  
egal welche Zustände.

Doch dann passierte eine Sache,  
plötzlich waren wir nicht mehr Kinder.

Plötzlich war es kindisch,  
mit Puppen zu spielen

und wir malten nicht mehr Wiesen,  
denn Gras ist nicht mehr,  
„nur ein paar grüne Striche“.

Und im Laufen liess Papa  
mich scheinbar immer gewinnen.

Und im Singen klangen wir  
eher wie kaputte Türklingeln.

Plötzlich waren wir nicht mehr Kinder,  
denn plötzlich mussten wir lernen  
zu evaluieren  
und mit Noten zu kooperieren,  
dabei wollten wir nur spielen,  
nicht wissen wie viel Wert wir haben,  
anhand einer Note von Eins bis Sechs,  
dabei waren wir doch schon sieben  
und mit einer Vier  
war Papa nicht mehr zufrieden.

Plötzlich waren wir nicht mehr Kinder,  
denn Rennen war nun ein Leistungssport,  
singen eine Kunst,  
malen erforderte Talent  
und vom Notensystem hatten wir genug,  
denn wir sind immer noch gleich viel wert,  
egal ob wir Klassenbeste  
oder -schlechteste sind.

# 1. Preis

## Kategorie B (2. und 3. Klassen)

### Frei Maya, 2H

### Nur ein Name auf einem Klingelschild

*“No tears in the writer, no tears in the reader.” (Robert Frost)*

Der Text von Maya Frey entwickelt seine Wirkung aus einer bemerkenswerten Ruhe. Schon zu Beginn entsteht ein Ton, der sich nicht aufdrängt. Er bleibt zurückhaltend und präzise. Diese Haltung trägt den gesamten Text.

Im Zentrum von „Nur ein Name auf einem Klingelschild“ steht die Sprache von Maya Frey, die ein Ereignis begleitet, das selbst kaum greifbar bleibt. Trauer zeigt sich hier nicht als grosse Geste. Sie erscheint in vertraut klingenden Reden, in Formulierungen, die greifen sollen. In Momenten, in denen sich etwas verschiebt, obwohl sich äusserlich wenig verändert. Maya Frey schaut genau hin und hält diese Verschiebungen präzise fest.

Ihr Sprachgefühl ist dabei auffallend sicher. Die Sätze stehen ruhig und klar. Sie tragen Bedeutung, ohne sie auszustellen. Es entsteht eine besondere Dichte in den leisen Momenten. Ein Detail genügt, damit sich ein Gedanke öffnet. Ein Name genügt, damit eine Frage im Raum steht.

Die Themenwahl zeigt ein feines literarisches Gespür. Die Situation wirkt unscheinbar. Der Text findet darin eine eigene Spannung. Er bleibt konzentriert und vertraut seiner Wahrnehmung. Während Intensität oft über Verdichtung und Steigerung gesucht wird, ohne sich immer einzulösen, liegt sie in Maya Freys Text in der Genauigkeit.

Ein feiner, trockener Humor begleitet die Beobachtungen. Er zeigt sich in der Art, wie Sprache sichtbar wird. In der Wiedererkennbarkeit von Formeln. In der leichten Irritation, die daraus entsteht. Dieser Ton verleiht dem Text Schärfe.

Der Text bleibt sich treu bis zum Schluss und führt seine Bewegung konsequent zu Ende.

Herzlichen Glückwunsch, Maya Frey – wir werden uns in stiller Anteilnahme gern an diesen Text erinnern.

Johannes R. Millius

## Nur ein Name auf einem Klingelschild

Sie war nicht meine Mutter, nicht meine Schwester, nicht meine Coiffeuse des Vertrauens. Ihre Schuhe haben nie vor meiner Tür gestanden. Ihre Nummer war nie in meinen Kontakten gespeichert. Der Klang ihrer Stimme ist nie in meine Ohren gedrungen. Ich kenne ihre Lieblingsfarbe nicht, weiss nicht wo sie gewohnt oder wie sie geheissen hat. Ich weiss nichts über sie. Ich weiss nicht mal, wie sie gelächelt hat, denn auf dem Foto, das über dem Sarg hängt, ist ihre Miene starr, neutral - wie auf einem Passfoto.

Ihre kleinen, eingefallenen Augen scheinen mich fragend anzuschauen.

*Was machst du hier?*

Ich zucke mit den Schultern, als wäre die Frage laut ausgesprochen worden. Was mache ich hier?

Ich greife nach einem Programm, das neben mir auf der harten Kirchenbank lag. Ihr Name war einer dieser Sorte Namen, die man so oft hört, dass man sich gar keine bestimmte Person mehr darunter vorstellt, weil man alleine im eigenen Umfeld schon zwei Lenas und vier Fabios kennt. Sie war 42. Darüber ist nochmal dasselbe Foto gedruckt, das über dem Sarg hängt. Mehr Informationen gibt es nicht. Braucht es auch nicht, denn Beerdigung werden normalerweise von Leuten besucht, die die verstorbene Person gekannt haben.

„Sie war immer für andere da.“

Der hagere, rothaarige Mann, der sich mit träger Haltung am Rednerpult abstützt, schaut nicht auf. Seine Augen sind zu beschäftigt damit, den Text abzulesen. Es muss der Ehemann sein. „Die 42 Jahren mit ihr waren viel zu kurz, doch in unserem Herzen lebt sie weiter.“ Er beendet seine Rede und nickt kurz, fast so, als hätte er gerade einen guten Schulvortrag gehalten.

Ich schaue mich um. In den Gesichtern der Menschen, die unregelmässig in der Kirche verteilt sitzen, lese ich absolute Monotonie. Sie sind nicht glücklich, jedoch kann ich auch keine Spur Traurigkeit finden. Eine andere Frau tritt an das Rednerpult und richtet das Mikrofon so nah an ihre spröden, rosa Lippen, dass es beinahe so aussieht, als ob sie reinbeissen will. „Sie hinterlässt eine sehr grosse Lücke in all unseren Leben“, hallt ihre Stimme nun viel zu laut von den hohen, eisigen Wänden des Gotteshauses wider. Theatralisch zückt sie ein Taschentuch, welches schon bereit in ihrer Hand lag, und wischt sich eine einzelne, verlorene Träne von der Wange. „Wir sind dankbar für die gemeinsame Zeit!“ Ihr folgt ein älterer Mann mit rahmenloser Brille, eine Frau, mit Kindern an beiden Händen und zuletzt der Pfarrer, welcher das Vaterunser spricht und dann, gemeinsam mit allen Anwesenden, in eine lange, pathetische Stille versinkt. Meine Zehen drücken gegen meine Turnschuhe. Mir ist plötzlich unerträglich heiss.

Die ganzen Trauerbezeugungen, die Komplimente und die Worte des Vermissens sind Floskeln, Worthülsen, rhetorische Muster, die auf jede Person passen. In all diesen leeren Ausdrücke habe ich nichts mehr über sie erfahren als das, was auch schon auf dem Programm stand: ihr Name und ihr Alter. Es gibt keine persönlichen Erinnerungen, es redet niemand über ihren Charakter oder über ihre Leidenschaften. Weil es schlicht niemand weiss.

Ich hätte da vorne stehen und beteuern können, was für ein gutes Herz sie gehabt habe und wie sehr sie mir fehlen würde. Niemand hätte gemerkt, dass ich sie nie gekannt habe.

Vielleicht war sie die Mutter einer dieser Personen hier, die Schwester - oder sogar die Coiffeuse des Vertrauens. Doch niemand scheint ihre Lieblingsfarbe gekannt zu haben, niemand scheint ihre Nummer auch nur ein einziges Mal angerufen zu haben. Und niemand erinnert sich an ihr Lächeln.

Eine wütende, intensive Welle überrollt mich. Ich springe auf und dränge mich durch die eng aneinandergereihten Bänke. Meine Schritte hallen laut in der immer noch herrschenden Stille. Ich erreiche die schwere Tür und meine Lungen füllen sich mit scharfer, kalter Luft. Als ich hin falle, spüre ich zuerst die eindringliche Kälte des Eises, auf dem ich ausgerutscht bin - dann den stechenden Schmerz in meiner Hüfte.

Könnte ich persönliche Erinnerungen teilen, wenn Menschen in meinem Umfeld sterben? Ich versinke in angestrenzte Gedanken. In dem grossen, wirren Knoten in meinem Hirn versuche ich ihnen Farben, Eigenschaften, Erinnerungen zuzuordnen.

Es gelingt mir nicht. Ich ziehe mein Smartphone heraus und suche nach Fotos. Beerdigungstauglichen Fotos. Ich finde abfotografierte Bankauszüge und Fahrpläne.

Resigniert lasse ich mein Smartphone sinken und schliesse meine Augen. Ungewollt drifte ich tiefer in meine Gedanken.

Wer würde persönliche Erinnerungen an meiner Beerdigung teilen? Wer würde von meinem Lachen erzählen, von meinen Talenten? Wer könnte meine positiven Eigenschaften aufzählen - und gäbe es überhaupt ein lächelndes Foto von mir über dem Sarg?

Im Schwarz meiner geschlossenen Lider sehe ich die Gesichter meiner Freunde und meiner Familie vor mir. Gesichter, die ich zu kennen glaubte, die mir vertraut waren, doch nun? Nun wirken sie fremd, wie Menschen in einem Wartezimmer oder Stimmen, die man durch eine Wand hört. Es ist, als stünde ich vor einem Wohnblock und läse die Klingelschilder durch. Keiner der Namen ist mir bekannt. Und mir wird bewusst, dass ich für all die Menschen auch nur ein unbekannter Name auf einem von vielen Klingelschilder bin. Ich fühle mich naiv, beinahe absurd, weil ich tatsächlich geglaubt habe, meine Beerdigung würde anders aussehen als die, die gerade hinter mir in der Kirche stattfindet. Eine kalte, bitter riechender Decke legt sich über mich.

Mit zittriger Hand greife ich nach den ersten Schneeglöckchen, die sich neben mir wie kleine Soldaten aus den Ritzen zwischen den Steinplatten kämpfen. Ich rapple mich auf, mache kehrt und stosse die Tür auf. Es ist, als ob die Zeit hier drinnen stehen geblieben ist, die schwere Stille hängt immer noch im Raum. Zügigen Schrittes laufe ich den Gang herab und halte vor dem Sarg inne.

Ich lege die ausgerissenen Blumen auf das helle Holz des Sarges und drehe mich um.

Ein Junge steht vor mir. Seine kleinen, eingefallenen Augen sehen mich an.

„Das waren ihre Lieblingsblumen.“

## 2. Preis

### Kategorie B (2. und 3. Klassen)

## Kiziak Hannah, 3C

### Der Riss

Kurz und klar, einfach konzis, beschreibt die Jungautorin in ihren ersten kurzen und abgehackten Sätzen die atemlose Atmosphäre; in medias res erlebt die Leserin oder der Leser die Auswirkungen einer Katastrophe in spannenden Personifikationen verbunden mit synästhetischen Einflechtungen hautnah mit, wenn Fäden klirrend regnen, Metall schreit oder Licht des Schneidens fähig ist.

Mit destruktiven Bildern zeichnet Hanna Kiziak die Chronologie einer Katastrophe aus einer subjektiven Sicht nach, in der die Protagonistin „Jahre später“ an den Ort der Katastrophe zurückkehrt. Das Leitmotiv des Risses, das sich durch den ganzen Text zieht, zeigt sich hier nochmals als Klimax. Beginnend mit dem akustischen Riss, gefolgt von einer lauten Stille, erfährt das Motiv seine Fortführung im physischen Bereich in Form eines Trommelfellrisses, der schlussendlich in einem metaphysischen Riss im Menschen gipfelt.

Nicht nur mit dem Fehlen von Geräuschen in der „lautesten Stille“, sondern auch mit dem Fehlen des eigentlichen Ereignisses zeichnet die Autorin mit einer traumatischen Ästhetik ein Gesamtbild, das dazu aufruft, sich bewusst mit solcherlei Ereignissen zu beschäftigen, sich zu erinnern, damit aus Rissen Narben werden können.

Der jungen Autorin gelingt ein eindringlicher Text, der mit seiner Wortwahl und konzisen Kürze zu überzeugen vermag und die Leserschaft für eine kurze Zeit gefesselt zurücklässt. Herzliche Gratulation an dieser Stelle!

Andreas Imoberdorf

## Der Riss

Ein ohrenbetäubendes Geräusch zerfetzte die Luft, als hätte die Welt aufgehört sich zu drehen. Keine Vorwarnung, kein Anlauf, nur ein dumpfes Bersten, das durch Knochen und Mark fuhr, als sei der Boden unter Luna nicht mehr ein Teil der Erde. Glas regnete in klirrenden Fäden, Metall schrie, Licht schnitt. Ein Ruck, ein Aufprall an die Schläfe, und Stille, so dunkel, dass selbst Gedanken in der Finsternis erloschen.

Als sie wieder aufwachte, war der Raum ein Vogelschwarm aus Blättern. Das lauteste Geräusch die Stille. Keine friedliche Stille, eine Stille, bei der sich Risse im Trommelfell bildeten. Der Geruch brennend, ölig, metallisch, bitter auf der Zunge. Entfernte, taumelnde Schritte, wie deformierte Uhren, die keine Zeit mehr kannten. Eine Hand, fest, fremd, entschlossen, zog sie hoch. „Treppenhaus“, flüsterte die Stimme, kurz wie ein zerbrochener Atemzug, und das Wort war Befehl, Bitte, Rettung und Drohung zugleich.

Die Stufen bebten, Luft brannte. Stimmen zersplitterten, Rufe, Gebete, Schreie, alle verschluckt vom Rauch der Vergänglichkeit. Ein Mädchen lag an der Wand, den Schuh verloren, die Augen weit geöffnet wie aufgerissene Türen in ein Nichts, ihr Mund offen, als wollte sie noch etwas sagen. In den Händen ein kleiner silberner Schlüssel. Dann Tageslicht. Ein Himmel so grell, dass es nicht real sein konnte. Doch über die Häuserschluchten stieg eine Dunkelheit empor, zäh wie eingesperrter Rauch, frass das Blau, verschluckte Fenster, Dächer, Leben. Menschen standen still, als könnte ihr Atem Metall stützen, andere rannten, auf der Suche nach dem Ausgang des Labyrinths der Grausamkeit.

Das Donnern kam von hinten, lauter als jedes menschliche Geräusch. Dann der Staub. Er wälzte wie schäumende Gischt aus Blei, verschluckte Sonne, Konturen, Stimmen. Er drang wie eine ätzende Masse in Augen, Lunge und Haare. In diesem Staub gab es kein Oben, kein Unten, nur Schweben im Grauen, nur das leise Raunen, als hätte Gott selbst den Atem angehalten, den Moment angehalten, damit die Welt zusah, wie alles zerfiel.

Irgendwo kniete Luna, hustend. Etwas Kühles in ihrer Hand – der Schlüssel, nicht ihrer, schwer vom Abdruck einer fremden Wärme.

Jahre später, Wasser schwarz und still. Namen, in Bronze geschlagen, glänzten im Spätsommerlicht. Der Himmel heute makellos. Doch Luna sah den Riss noch, schmal, unsichtbar, tief. Sie hielt den Schlüssel. Er öffnet nichts, aber er war eine Tür, die sich nicht mehr schliessen liess.

Es gibt Risse, die nicht heilen, nicht in Mauern, nicht in Himmeln, nicht in Menschen. Doch hindurchsehen müssen wir, denn vergessen wir, reißt der Himmel wieder.

*“Dieser Text stammt von einem Menschen, der lernen musste, dass Risse nie verschwinden, aber zu Narben werden können.”*

### **3. Preis (ex aequo)**

#### **Kategorie B (2. und 3. Klassen)**

## **Schiesser Ladina, 2D**

### **Mein Kartenhaus**

Stark ist der Anfang von Ladina Schiessers Text „Mein Kartenhaus“. Und stark sind die kurzen Fragmente eines scheinbar verkorksten Lebens, die den Text ausmachen. Mit diesem fragmentarischen Einblick in ein Leben beweist Ladina Schiesser Mut zur Lücke. Anstatt sich mit unnötigen Details aufzuhalten und ihre Geschichte „kaputtzuschreiben“, überlässt es die Autorin den Leserinnen und Lesern, sich ein Bild vom Leben der Protagonistin (des Protagonisten?) zu malen. Nur an den einschneidenden Tagen lässt uns Ladina Schiesser teilhaben, wobei sich dieser Einblick auf das Selbstbild der Protagonistin begrenzt. Das Motiv des Spiegels, in dem dieses Selbstbild erscheint, wird konsequent durchgezogen, auf allen Ebenen der Einsamkeit – familiär, freundschaftlich, amourös, beruflich. Am Ende bleibt die Protagonistin in ernüchterndem (und ernüchterten) Fatalismus zurück – was auch als Kritik am allgegenwärtigen Drang zur Selbstoptimierung gelesen werden kann.

Franco Arnold

# Mein Kartenhaus

## 05. Dezember 1989

Ich sehe im Spiegel die Reflexion, wie ich auf dem Boden liege. Ich trete mit meinen Beinen in die Luft und schreie. Dann halte ich inne. Nachdem ich keine Reaktion meiner Mutter wahrnehmen kann, fange ich an, zu weinen wie ein Schlosshund.

## 27. August 1997

Ich lausche gespannt in den Hörer. Die Verbindung wird aufgebaut. Doch... niemand nimmt ab. Mindestens sieben Mal werde ich von der Gruselstimme gebeten, auf die Mailbox zu sprechen. Enttäuscht verschliesse ich die Tür hinter meinem Rücken, lasse mich aufs Bett plumpsen und starre seelenalleine ins Leere. Durch den grossen Spiegel in meinem Zimmer beobachte ich den trostlosen Anblick, wie mir die Tränen die Wangen hinunter auf meine geblühte Bettwäsche kullern.

## 13. März 2002

Ohne in den bunt beleuchteten Spiegel zu blicken, haste ich durch die tanzende Menschenmenge, vorbei an ekelhaft betrunkenen Typen, durch die mit Qualm gefüllte Disco. Irgendein Lied von Eminem in Dauerschleife untermalt die erbärmliche Szene. Zu betrunken war ich gewesen, um mit meiner Freundin anständig zu reden. Ich bin wütend, weil sie nicht blieb. Ich bin wütend, weil niemand blieb. Aber ich bin vor allem wütend, weil ich genau weiss, dass ich schuld bin. - Doch das kann ich mir nicht eingestehen.

## 21. September 2018

Er drückt mir ein Couvert in die Hand. Mit den Worten: „Sie sind gekündigt!“, dreht er sich um und verschwindet. Ich verlasse das Gebäude, steige in mein Auto und werfe den noch ungeöffneten Brief ins Handschuhfach. Ich drücke aufs Gas, blicke in den Rückspiegel und verabschiede mich von meiner bekannten Arbeitsumgebung. Plötzlich verlangsamt sich alles. Ich spüre, wie ich nach vorne gegen die Airbags gedrückt werde, wie sich der Gurt in meinen Hals einschneidet und der Zusammenprall in meinen Ohren nachhallt.

## 09. Februar 2019

Als ich morgens aufwache, bemerke ich es sofort. Es fühlt sich so anders an als sonst. Ich putze meine Zähne und gehe duschen. Es kommt mir so vor, als wolle ich alle Spuren beseitigen. Ab diesem Tag tue ich alles anders. Ich schreibe Geschichten darüber, wie mein Leben aussehen sollte. Ich entwickle einen Charakter, der mir sympathisch vorkommt. Der meinen Idealen und Wertevorstellungen entspricht. Ich schaffe mir eine neue Identität. Einen neuen Namen mit einer vorgeschriebenen Geschichte. Endlich habe ich mein Leben im Griff. - Zumindest erscheint es mir so. Doch wer bin ich schon? Neue Menschen lernt mein selbsterfundenes Ich kennen, macht diesmal alles anders als das letzte Mal. Scheinbar alles richtig. Ich verletze niemanden, versuche, es allen recht zu machen, und es scheint zu funktionieren. Beziehungen bestehen weiter, ich bewerbe mich auf neue Stellen, verbringe meine Zeit endlich mit den Dingen, für die mein Herz wirklich schlägt. Für einen Moment scheint es so, als führe ich ein

erfülltes Leben. Mit dem Laufe der Zeit jedoch werde ich mir immer fremder. Ich erkenne mich nicht mehr. Und erst, als ich die Dinge, die ich durch meine Fehler gelernt habe, verliere, bemerke ich, wie mein Kartenhaus einstürzt.

Mir wird klar, dass ich durch all die Reue, über einen Drittel meines Lebens nicht so gelebt zu haben, wie ich mir es eigentlich wünsche, versehentlich auch meine Vergangenheit versucht habe zu überschreiben. Ich wollte meine Vergangenheit immer mehr verändern. Es war so, als habe ich durch den Spiegel gegriffen und Teile meines alten Ichs rausgenommen und nicht bemerkt, dass sich dadurch auch mein Jetzt veränderte. Durch den Versuch, meine Vergangenheit zu verändern, zerbrach schliesslich auch meine Gegenwart immer und immer mehr.

Ich dachte, ich könne mich neu zusammensetzen. Doch im Spiegel blieb das zurück, was ich nicht mitnehmen wollte.

### 3. Preis (ex aequo)

## Kategorie B (2. und 3. Klassen)

# Schöpfer Luna, 3D

## Die Vergessenen unter uns

Luna Schöpfers Text „Die Vergessenen unter uns“ ist eine Mischform aus narrativem Text, eingebettet in einem Interview mit einer ehemaligen Polizeibeamtin, und kritischem Gesellschaftskommentar mit einem explizit moralischen Appell am Ende, und zeichnet sich sowohl durch eine thematische Dichte als auch emotionale Tiefe aus. Die behandelten Themen sind nicht neu: vergessene Kinder, das Versagen staatlicher Institutionen, und die Frage nach individueller Schuld und Verantwortung. Thematisch eher konventionell, überzeugt der Text durch seine durchdachte formale Struktur, insbesondere durch das Interviewformat, das dem Leser den Eindruck von Authentizität verleiht.

Das wiederkehrende Motiv des Vergessenwerdens, das sich in dem kafkaesken Bürokratieapparat, der Brandstiftung und schliesslich dem Datenverlust manifestiert, steht in Kontrast zum Klicken des Kugelschreibers der Reporterin. Das penetrante zweimalige Klicken wird zur Stimme der vergessenen Kinder und der Stift der Reporterin zum Chronisten, der sich dem Vergessen beharrlich widersetzt. Das Foto der Geschwister, die einzige Spur ihrer Existenz, gipfelt in einer überraschenden Enthüllung: Die Reporterin entpuppt sich schlussendlich als das ältere des Geschwisterpaares. Deren Name, Renata Novak, funktioniert als sprechender Name, der genau das ausdrückt, was mit dem Mädchen passiert ist: Ein namenloses Kind wird zu einer „neu geborenen“ Person mit Identität.

Schöpfers Sprache ist präzise, die Dialoge wirken authentisch und der kühle, nüchterne Ton der Interviewpassagen verstärkt umso mehr die Überraschung der Enthüllung. Zusätzlich zum Stift, der das Verlorene rekonstruiert, überzeugt der Text durch eine subtil gestaltete Symbolik um die Zahl Drei: Die Polizistin begegnete den Kindern dreimal, hatte diese aber dreimal im Stich gelassen. Letzteres erinnert an die dreifache Verleugnung des Petrus in der Nacht der Verhaftung Jesu und verleiht dem Text dadurch eine weitere intertextuelle Dimension.

Die moralische Schlussfolgerung schwächt die zuvor angedeutete Vielschichtigkeit der Erzählung etwas ab, hebt aber die Rolle der Kunst als einzige moralische Instanz in einer schnelllebigen Welt hervor. Ein Schlussappell, der in der heutigen Zeit besonders aktuell ist. Schöpfers „Die Vergessenen unter uns“ ist ein wirkungsvoll gestalteter Text, der den Leser nachhaltig anspricht.

Roger Meyenberg

## Die Vergessenen unter uns

„Guten Tag. Ich bin von den ‚True News‘. Renata Novak mein Name. Sind wir hier richtig bei Edda Zern?“ Eine junge Frau, Mitte zwanzig, mit lockigen hellbraunen Haaren, die unter einer Bommelmütze hervorquellen, einem schwarzen Wintermantel, die Füße in hohe Winterstiefel gesteckt und einer blauen Handtasche in der Linken, steht vor mir. Sie streckt mir energisch ihre Mitarbeiterkarte der TN unter die Nase. Neben ihr steht ein schlanker Mann, der nicht älter als zweiundzwanzig sein kann. Ein dunkelgrüner Schal ist um seinen Hals gewickelt. In seiner Linken trägt er ein Stativ und in seiner Rechten eine Tasche, in der vermutlich eine Kamera steckt.

„Ja genau, das bin ich. Sie sind hier richtig.“ Ich nicke. „Vielen Dank, dass Sie sich Zeit für meine Geschichte nehmen.“ „Aber sicher doch. Jede Geschichte verdient es, gehört zu werden.“ Mit einer vagen Handbewegung deutet sie auf den Mann, der neben ihr steht: „Dies ist mein Kollege. Sie können ihn einfach Alex nennen. Er wird uns heute mit der Kamera begleiten. Bitte beachten Sie ihn nicht weiter. Er gehört nicht zur gesprächigen Sorte.“ Beide starren mich mit diesem typischen, eindringlichen Blick an, den Reporter haben, wenn sie eine gute Schlagzeile wittern. Der Zeitpunkt ist also gekommen. Ich werde endlich, nach dreizehn langen Jahren, darüber sprechen, darüber schreiben lassen. „Bitte, treten Sie ein. Ich habe Kaffee und Kuchen vorbereitet.“ Frau Novak lächelt dankbar und sagt: „Das ist sehr freundlich von Ihnen. Wir sind vor allem hier, um Ihre Geschichte zu hören, lehnen das Angebot jedoch nicht ab.“

Beide treten ein, ziehen ihre Mäntel aus und folgen mir ins Wohnzimmer. Mit einer ähnlich vagen Handbewegung, wie sie Frau Novak zuvor gemacht hat, zeige ich ins Zimmer. In der Mitte des Raumes steht ein kleiner hölzerner Wohnzimmertisch, auf dem etwas Gebäck und drei Tassen dampfender Kaffee angerichtet sind. Drei Stühle stehen darum. Die Wände sind mit Bücherregalen vollgestellt, nur unterbrochen von einer Fensterfront zu einem kleinen Garten. Alex nimmt sich einen Keks. Dann fängt er an, die Kamera aufzustellen: Stativ hinstellen, Kamera aus der Tasche rausnehmen, gekonnt die Kamera befestigen und ausrichten. Frau Novak setzt sich so, dass ich mit dem Rücken zur Kamera sitze. Dankbar nicke ich ihr zu. Frau Novak, ganz die Reporterin, holt sich ein Notizbuch und einen Kugelschreiber aus der blauen Handtasche und klickt damit zweimal. Er scheint zu sagen: „Alles klar! Hau mal so 'ne richtige Schlagzeile raus.“

Dann ist es so weit. Gleich werde ich alles erzählen. Vielleicht kann ich dann endlich in Ruhe schlafen? Frau Novak räuspert sich: „Sie können nun jederzeit anfangen. Wir sind bereit. Ich werde zwischendurch ein paar Fragen stellen, doch lassen Sie sich nicht davon aus der Ruhe bringen.“ Erwartend sieht sie mich an. „Okay.“ Ich atme noch einmal tief durch um meine Angespanntheit etwas loszuwerden. Frau Novak gibt Alex mit einem Handzeichen zu verstehen, anzufangen zu filmen. Es beginnt. „Frau Novak. Sie sind eine Ex-Polizistin, die gerne etwas über einen Fall von vor dreizehn Jahren berichten möchte, richtig?“ Ich nicke: „Ja, genau.“ Sie klickt erneut zweimal mit ihrem Kugelschreiber, während sie auf ihr Notizbuch schaut.

„Es geht um zwei Strassenkinder, die vor dreizehn Jahren auf die Polizeistation gekommen sind.“

Wieder nicken: „Ja, um Geschwister.“

„Dann bitte, die Bühne gehört ganz Ihnen, Frau Zern.“

Nicht so recht wissend, wohin mit meinen Händen, umfasse ich fest die Stuhllehnen. Dann fange ich an: „Ich erinnere mich noch gut an den Tag, als das Geschwisterpaar auf unsere Station kam. Es war die Hölle los. Es hatte an jenem Tag einen grossen Autounfall gegeben, mit vielen Todesopfern. Ganze Dörfer waren abgeschnitten, da die Strassen verstopft waren. Von überall her trudelten Reklamationen herein, so dass niemand die zwei Kinder bemerkte, die plötzlich auf den Stufen vor dem Eingang sassen. Ich war es, die das Geschwisterpaar zuerst erblickte, konnte mich aber nicht um sie kümmern, da ich einen Einsatz hatte. In der Eile setzte ich die beiden auf ein Sofa, das in der Empfangshalle stand. Ich bat sie, dort zu warten, bis jemand Zeit für sie finden würde. Das Mädchen hielt den Jungen die ganze Zeit fest an der Hand und nickte stumm.“ Meine Stimme hat einen zittrigen Unterton. Meine Schuldgefühle gegenüber diesen Kindern, welche mich seit 13 Jahren nicht schlafen lassen, fühlen sich erdrückend an. Frau Novak klickt wieder dreimal mit ihrem Kugelschreiber, während sie mich anschaut, als wäre ich ein offenes Buch für sie. Im starken Kontrast zu ihren Augen vermittelt ihre Stimme Ruhe und Geduld.

„Bitte, fahren Sie fort. Die Kinder waren nun auf der Station und weiter?“

Ich nicke. Nicken scheint heute mein Ding zu sein. „Ich kam erst am späten Abend zurück auf die Station, um mich auszuchecken. Die beiden hatte ich im Verlaufe des Tages vergessen, bis ich sie auf demselben Sofa vorfand, auf dem ich sie zurückgelassen hatte.“ Ein Klicken mit dem Kugelschreiber.

„Die Kinder haben sich also die ganze Zeit nicht wegbewegt und Sie, Frau Zern, haben die beiden vergessen?“ Dieses Mal schwingt in ihrer Stimme der Hauch eines Vorwurfes mit.

Wieder nicke ich. „Der Junge hatte sich in die Arme seiner Schwester gekuschelt, während das Mädchen mit wachsamen Augen die Umgebung im Blick behielt. Als sie mich erblickte, sah sie mir mit leerem Blick entgegen. Ich war natürlich geschockt, die beiden so vorzufinden, fragte sie endlich, wie ich ihnen helfen konnte. Erst da sah ich, wie die linke Hand des Mädchens in einem seltsamen Winkel abstand. Das Handgelenk war gebrochen. Entsetzt brachte ich sie in ein Krankenhaus. Weder der Bruder noch die Schwester gaben während dieser ganzen Zeit auch nur ein Wort von sich. Wie sich herausstellte, musste der Bruch mindestens schon achtzehn Stunden alt sein, sie gab trotzdem nicht einen Ton von sich. Nach einer gründlichen Untersuchung fand ich heraus: Das Mädchen hatte neben dem gebrochenen Gelenk noch drei gebrochene Rippen und ausser dem Gesicht, auf ihrem ganzen Körper Narben und Verwachsungen von falsch geheilten Brüchen und Verletzungen. Dem Jungen ging es nicht besser: Er war stumm, verursacht durch einen tiefen Schnitt an seinem Hals. Genau wie seine Schwester hatte auch er überall Narben und Verwachsungen. Sie war zwölf, er acht. Beide sahen jedoch viel zu klein für ihr Alter aus, da sie zusätzlich stark unterernährt waren. Sie assen alles, was man ihnen brachte. Seltsamerweise schienen ihre Kleider in einem recht guten Zustand zu sein. Frau Novak schreibt mit beeindruckender Geschwindigkeit in ihr Notizbuch. „Wieso ist das seltsam?“ Jetzt ist ihre Stimme leicht belegt. Verständlich. Mich macht es selbst nach dreizehn Jahren noch fertig. „Kinder, die derart verletzt sind, kommen meist entweder

aus Familien mit häuslicher Gewalt oder leben bereits auf der Strasse. Sie tragen selten Kleider in solch gutem Zustand, es sei denn, die Eltern wollen einen guten Namen wahren oder die Sachen sind gestohlen.“ Frau Novak nickt und schreibt weiter. Ich fahre fort. „Die Sachen waren tatsächlich gestohlen. Die Schwester erzählte, nachdem sie sich versichert hatte, dass ihr Bruder zu essen bekam, wie sie seit drei Jahren auf der Strasse lebten und sie diese Kleider am vorigen Abend gestohlen hatten. Die Nächte wurden gerade kälter, und sie brauchten etwas Warmes zum Anziehen. Sie wurden jedoch erwischt. Als sie wegrannten, fiel das Mädchen eine Treppe hinunter, bei dessen Sturz sie sich die Hand und die Rippen brach. Auf die Frage, wo ihre Eltern wären und was ihre Namen seien, antwortete sie nur, sie hätten weder noch. Der Fall schien klar, also übergab man alles dem Kinderschutz und gab die gestohlenen Kleider ihrem Besitzer zurück.“ Doppelklick mit dem Kugelschreiber.

„Hat man denn nicht nach ihrer Familie gesucht? Wie kann es sein, dass sie keine Namen haben?“ Frau Novaks Stimme klingt wieder ganz ruhig.

„Natürlich wurde recherchiert und gesucht, doch es war genau, wie die Kleine es uns gesagt hatte. Es gab weder noch. Mal abgesehen von der Tatsache, dass die Kinder keine Namen hatten und es so schon fast unmöglich war, etwas zu finden, glaubten viele, die Geschwister wollten einfach nicht zurück zu ihrer Familie. Tatsächlich gibt es allerdings Fälle, in denen die Eltern die Kinder nicht registrieren lassen. Diese Kinder waren so ein Fall. Sie können sich bestimmt denken, dass das eine Menge Bürokratie bedeutete. Um schnell mit dieser unangenehmen Sache abschliessen zu können, übergab man den Fall also kurzerhand dem Kinderschutz. Es dauerte allerdings nicht lange, bis ich ihnen wieder begegnete. Das zweite Mal, dass sich mein Weg mit dem der Geschwister kreuzte, sollte nur drei Wochen nach unserer ersten Begegnung sein. Ich hatte nach der Übergabe der Kinder an den Kinderschutz nicht weiter darüber nachgedacht und es eigentlich schon wieder vergessen. Viele Leute da draussen haben nicht so schöne Geschichten, die ich mir als Polizistin tagtäglich anhören musste. Sie mir alle zu merken, würde mich nur fertig machen. Also versuchte ich, wenn möglich, alles immer schnell zu vergessen und mich auf den aktuellen Fall zu konzentrieren. Das war ein Fehler. Als ich die Meldung bekam, ein Kind wäre von einem anderen Kind aus seiner Pflegefamilie geraubt worden, lachten mein Kollege und ich noch darüber. Ein Kind soll ein anderes Kind entführt haben? Schwachsinn.

Wir wurden schnell eines Besseren belehrt. Die Geschwister waren nämlich während des langen Prozesses zur Adoption, der noch durch die fehlenden Papiere verlängert wurde, in zwei unterschiedliche Pflegefamilien gesteckt worden. Da beide unregistriert waren, war das wohl der einfachste Weg, schnell zu irgendwelchen Zertifikaten oder so zu kommen. Vielleicht war es auch einfach allen nur unangenehm, zwei namenlose Kinder, die rein technisch gesehen nicht existieren dürften, vor sich zu haben. Immerhin zeigte dieser Fall allen nur, wo unser System scheitert. Die Tatsache, dass zwei Kinder für Jahre unbemerkt unter uns lebten und niemand sie kannte, macht dies nur zu offensichtlich. Auf jeden Fall waren die beiden nun getrennt worden und hatten nur über ein Walkie-Talkie Kontakt. Wie sie an diese gekommen sind, wissen wir bis heute nicht. Der Bruder konnte nicht reden, also haben die beiden eine Art Morsecode entwickelt, mit dem sie miteinander kommunizierten. Eines Tages konnte das Mädchen ihren Bruder nicht erreichen. Aus Angst um ihn verliess sie ihre Pflegefamilie, um

ihren Bruder zu finden. Nun, sie fand ihn. Versteckt in der Nähe seiner Pflegefamilie. Völlig verängstigt. Denn er war nicht mehr nur ein Pflegekind, sondern ein Zeuge: Er war Zeuge eines Mordes, den seine Pflegeeltern begangen hatten.

„Zeuge eines Mordes?“ Sie schreibt wie wild.

„Die Meldung kam schnell rein, weshalb wir sie bald fanden. Ich selbst brachte sie zur Station. Während der ganzen Autofahrt dorthin versuchte die Kleine, uns von dem Geschehenen zu überzeugen. Biss bei uns jedoch auf Granit. Wir kannten die Pflegeeltern. Das waren gute Leute. Auf der Station warteten wir auf ihren Sozialarbeiter. Es war zwanzig Minuten lang Schweigen, als die Schwester plötzlich fragte, ob sie ein Foto mit ihrem Bruder machen könnte. Diese Bitte kam aus dem Nichts. Ich hatte allerdings nichts zu tun, also steckte ich sie in die Passfoto-Fotokiste. Sie machten ein Bild zusammen und sahen für einen kurzen Moment tatsächlich wie normale Kinder aus. Ich druckte das Bild zweimal aus, je eines pro Kind. Der Junge wollte seines wohl nicht und liess es dort liegen. Also nahm ich es. Zehn Minuten später kam der Sozialarbeiter an und nahm die Kinder mit sich. Um weitere Vorfälle wie diesen zu vermeiden, steckte man sie zusammen in ein Heim. Auf die Aussage, dass die Pflegeeltern des Jungen jemanden ermordet hatten, ging niemand mehr ein. Wieder ein Fehler. Denn keine zwei Wochen später brannte das Heim ab. Brandstiftung. Das ist das dritte und damit auch das letzte Mal, dass ich mit den Kindern zu tun hatte. Es ist vermutlich der Grund, weshalb es mich all die Jahre nicht losgelassen hat. Denn die Kinder hatten während ihres ganzen Aufenthalts im Waisenhaus auf ihre Geschichte mit dem Mord bestanden. Das war auch der Auslöser für die Brandstiftung.“

„Wurde der Brandstifter gefasst?“

„Ja, er wurde gefasst. Es war der Pflegevater, der sie zum Schweigen bringen wollte.“

„Die Kinder hatten also die Wahrheit über den Mord gesagt.“ Es war eine Klarstellung, keine Frage, keine Feststellung.

Ich kann nur nicken. „Es wurde eine richtige Ermittlung eingeführt, bei der fünf Tote ans Licht kamen. Bis wir jedoch begriffen hatten, wie unrecht wir den Kindern getan hatten, war es bereits zu spät. Die Kinder waren wieder verschwunden. Sie verschwanden genauso plötzlich, wie sie aufgetaucht waren. Aus dem Nichts, zurück ins Nichts. Als hätte es dieses Mädchen und diesen Jungen nie gegeben. Dieses Mal wurde ironischerweise eine richtige Ermittlung gestartet. Erfolglos natürlich. Man suchte relativ lange nach den beiden, doch wir selbst hatten alle Chancen, den beiden zu helfen, vertan.“ Es fühlt sich etwas befreiend und zugleich bedrückend an, darüber zu reden.

„Frau Novak, Sie haben während dieser ganzen Erzählung nie die Namen genannt, die den beiden nach der Aufnahme in die Pflegefamilien gegeben wurden.“

Ich schaue ihr nicht in die Augen. „Das hat man vergessen.“ Schweigen. Ich fange wieder an: „Drei Mal haben sie uns um Hilfe gebeten. Drei Mal hätte ich, hätten wir, ihnen helfen müssen. Drei Mal haben diese Kinder nichts anderes erfahren als die Tatsache, dass die Menschen, die sie beschützen sollten, sie hängen liessen, sich nicht für sie interessierten. Es fing mit ihren Eltern an, die ihnen nicht einmal Namen gaben, nur um bei Polizisten und irgendwelchen

Sozialarbeitern zu landen, für die ihr Fall einfach zu umständlich war, bis zu dem Punkt, dass ihnen nicht einmal geglaubt wurde, wenn sie es am nötigsten hatten. Selbst wenn niemand sonst ihnen helfen konnte oder wollte – wieso habe ich ihnen damals nicht meine Hand gereicht? Ich bereue es. Ich fühle mich schuldig dafür, zwei kleine Kinder im Stich gelassen zu haben.“ Ich bemerke, wie meine Stimme lauter und schneller wird, versuche mich wieder etwas zu beruhigen. „Frau Novak, Sie kennen doch bestimmt das Sprichwort: ‚Um ein Kind zu erziehen, braucht es ein ganzes Dorf.‘“

Sie nickt: „Es bedeutet, dass ein Kind nur dann richtig erzogen werden kann, wenn alle um es herum, sich um das Kind kümmern. Wieso?“

Meine Handflächen sind schwitzig. Zittrig reibe ich sie mir über meine Hose. „Ich habe nach diesem Vorfall oft darüber nachgedacht. Hätte sich damals auch nur eine Person wirklich aus vollstem Herzen um das Geschwisterpaar gekümmert, dann wäre ein ganzes Dorf vielleicht gar nicht nötig gewesen, oder? Stattdessen ist das gesamte Dorf – damit meine ich alle, die damals in diesen Fall involviert waren – an ihnen gescheitert. Und das alles nur, weil niemand bereit war, den Namenlosen einen Namen zu geben.“ Ich stütze meinen Kopf in die Hände.

„Frau Novak, haben Sie danach je noch einmal nach den Kindern gesucht?“ Die Frage verletzt mich, auch wenn sie berechtigt ist.

„Natürlich habe ich das. Ich suche seit dreizehn Jahren nach ihnen. Doch seit dem Tag, an dem sie aus der Institution verschwunden sind, ist es, als hätten sie nie existiert. Genau wie damals, bevor sie zum ersten Mal zur Station gekommen waren. Es gibt selbst nach dreizehn Jahren immer noch keine Spur von ihnen. Während der Ermittlungen fand ich heraus, dass sämtliche Daten der beiden entweder in dem Feuer des Heimes verbrannt sind oder aufgrund irgendwelcher technischen Probleme verloren gegangen sind. So ist auch der Krankenhausbericht nach einem Netzausfall verloren gegangen. Es ist wie verhext. Da die Geschwister bis zu diesem Zeitpunkt jedoch unregistriert waren, war es unmöglich, irgendetwas über sie herauszufinden. Das Einzige, das noch als Beweis dafür dient, dass sie überhaupt je existiert haben, ist dieses Foto.“ Ich zeige ihr das Foto, welches ich damals von den beiden in der Station gemacht habe, als ich sie selbst das zweite Mal dorthin brachte.

Sie lächelt: „Vielen Dank, Frau Zern. Das alles zu erzählen, muss sehr schwer gewesen sein. Bitte machen Sie sich keine Sorgen. Die Wahrheit wird nicht noch einmal in Vergessenheit geraten. Sie werden schon morgen den Artikel in unserer Zeitung lesen können.“

Frau Novak lächelt mich aufmunternd an. Ich danke ihr. Alex, den ich zwischenzeitlich vergessen habe, fängt an, seine Kamera abzubauen, während Frau Novak ihr Notizbuch in ihrer Tasche verstaut. Dabei fällt ihr ein Papierstück heraus. Schnell hebe ich es auf, um es ihr zu reichen. Da sehe ich etwas, was ich nie vermutet hätte, wiederzusehen.

Ich stehe da wie festgefroren, während ich auf das Stück Papier in meiner Hand starre, als wäre der Allmächtige selbst vor mir erschienen. Es scheint sich alles zu drehen und zu schwanken, als ich realisiere, was dieses einfache Foto zu bedeuten hat. Denn das, was der Reporterin aus der Tasche gefallen ist, ist nichts anderes als das Zweite der beiden Geschwisterfotos.

# 1. Preis

## Kategorie C (4. und 5. Klassen, Passerelle Dubs)

### Kuonen Elin, Passerelle Dubs

#### Widerstands-Modus

Allzu menschlicher Modus Operandi

Sexualität und Beziehungen sind die treibenden Kräfte vieler menschlichen Handlungen und Handlungsmuster. Der Text Widerstandsmodus greift diese auf und arbeitet anhand dieser die grossen zeitgenössischen Fragen der künstlichen Intelligenz und des (Selbst-)Bewusstseins ab. Kuonen Elin irritiert die Leser dabei mit einer unerwarteten Explizität, gepaart mit gezielten Auslassungen, welche mehrere Interpretationsebenen andeuten.

Modernes Dating ist eine Form von Selbstmarketing. Positive Attribute werden verstärkt, negative kaschiert. Wer dabei scheitert, bleibt unfreiwillig enthaltsam; wer nicht, ist deshalb noch lange nicht erfolgreich. Dem selbstreflexiven Menschen wird bewusst, dass die Kultivierung dieser Kunstfigur nicht auf das Kennenlernen beschränkt bleibt, sondern sich auf das Leben in einer Beziehung ausweitet. Denn, wie der Psychoanalytiker und Philosoph Slavoj Žižek bemerkt, sind die meisten Menschen in Belangen sexueller Wunschvorstellungen Monster. Scham, welche das Äussern dieser Wünsche verhindert, zeigt, dass ein solches Verhalten das Machtgefüge in diesen geschaffenen Abhängigkeiten gefährdet oder diese selbst sogar zerstören kann. Fantasien verschwinden nicht, werden internalisiert und so entweder unterdrückt oder auf andere, teils sehr problematische, Art und Weise ausgelebt. Beides führt zu Leid und Unglück.

Die Erlösung, wie bei den meisten menschlichen Problemen, scheint in der technologischen Entwicklung zu liegen. Beim Kennenlernen filtern schon seit Längerem Algorithmen unpassende Kandidaten aus. Fantasien, wie abwegig sie auch sein mögen, können online scheinbar anonym, wenigstens voyeuristisch, ausgelebt werden. Die Entwicklungen in der Robotik und künstlichen Intelligenz lassen die Möglichkeit eines humanoiden Partners immer wie realistischer erscheinen. Jemanden, der zwar dank neuronaler Netzwerke menschenähnlich ist, und doch zum Glück nicht menschlich: frei bestellbar, vorausgesetzt man besitzt die finanziellen Mittel; modifizierbar, je nach Präferenz unsere Wünsche teilend oder nicht; und in seinem Zweck unserer Bedürfniserfüllung verschrieben. Dies alles ohne, dass die Prinzipien des menschlichen Rechts und der Ethik einschränkend wirken.

Die Protagonistin illustriert diese Aspekte: eine gefangene Bequemlichkeit, ihr Tag strukturiert durch die Wünsche und Bedürfnisse ihres Besitzers. Doch führen die verschiedenen Stimulationen der humanoiden Denknetzwerke, verursacht durch diese erwünschten Stimuli, dazu, dass sich aus dem guten Kind Yoko eine Leben schenkende Eva entwickelt, welche sich ihrer Lage gewahr wird und in einen Widerstandsmodus schaltet oder ist selbst diese grenzüberschreitende Veränderung von ihrem Partner gewollt und Teil dessen Fantasie? Eine Frage, die der Text gekonnt unbeantwortet lässt.

Philipp Eyer

## Widerstands-Modus

Heute ist mein freier Tag.

Ivan sagt jedenfalls, heute sei mein freier Tag.

Er selbst ging bereits vor zwei Stunden, arbeitet seit dem Vorfall gerne früh um mich nicht allzu lange alleine zu lassen. Stumm starre ich meinen Handrücken an, wie die blasse Haut sich - als wäre nie etwas gewesen - nahtlos, perfekt über mein Inneres spannt. Der Riss ist nie dagewesen. Wirklich erinnern daran sollte ich mich eigentlich nicht; ich weiss noch, dass mich ein sonderbares Gefühl überwältigte, als Ivan mich den Spezialisten anvertraute. Was wäre, wenn er meinen Anblick indes unerträglich gefunden hätte? Seine Familie ist wohlhabend; er hätte wohl keine Schwierigkeiten, sich einer Jüngeren zu bemächtigen. Angst war es nicht, es liegt mir nichts an ihm, vielleicht eher Verzweiflung, denn ich weiss: dann wäre es vorbei mit mir. Seither ist das Leben wie sonst auch, oder eher beinahe wie sonst. In meinem Nacken ist etwas anders. Es zerrt an mir. Kurz spüre ich, wie diese bizarre Empfindung erneut hochflattert, lasse meine Handgelenke kreisen, wie ein Beweis, ein Appell – so leicht bin ich nicht zu ersetzen! – und blicke auf.

Ich sitze nackt auf dem Bettrand, die Sonne strahlt mir durch den Vorhang ins Gesicht und vor mir hängt ein gelbes Kleidchen über dem Spiegel, welchen er provokativ vor das Bett gestellt hat.

Ich ziehe mich an und verlasse den Raum.

Normalerweise wäre es jetzt an der Zeit, die Rolle der klassischen Hausfrau zu übernehmen, zu putzen oder zu bügeln – kochen darf ich natürlich überhaupt nicht mehr, all die scharfen Messer, die seither verschlossen in der obersten Schublade links neben der Spülmaschine liegen, machen das Unterfangen etwas schwierig. Dafür hat Ivan jemanden angestellt. Die Küche wird währenddessen nicht von mir betreten heisst es, er kann es nicht leiden, wenn fremde Leute mich sehen oder sogar mit mir sprechen.

Stattdessen tapse ich auf Zehenspitzen zum Radio hin, drehe es auf und nahm in einer fließenden Bewegung auf der Chaiselongue Platz. Dort klappte ich das Buch auf, welches ich letztes Mal hier liegen liess und fing an, l'Étranger auf Seite 68 zu lesen. Die Seite ist willkürlich, alle Bücher in seiner Wohnung habe ich bereits in meinem Repertoire, aber Ivan liebt es, wenn ich ihn am Abend frage, ob er es mir doch bitte erklären könnte. Meine Zeit auf der Chaiselongue verbringe ich demnach damit, alle 42 bis 54 Sekunden zu blättern und interessiert auszusehen. Letzteres ist jedoch seit einigen Wochen nicht mehr nur Schein, sondern tatsächlich eine Empfindung, als ich herausfand, dass man im Radio nicht nur Musik, aber vielmehr auch Radiosendungen hören konnte. Meine neueste Entdeckung war M'amie: Zwei Frauen, die davon erzählen wie es ist, Frau zu sein. Es fasziniert mich ungemein. Gerade sprachen sie über die Wildheit.

*...Genau, da gab es nämlich in den 60er Jahren auch eine Gruppe italienischer Frauen, die sich die Walpurgisnacht wieder zu eigen gemacht haben, sie sprachen „tremate tremate, le streghe son tornate“, zogen durch die Strassen um laut zu werden, sich zu zeigen.*

*Was denkst du, Nina, was kann die moderne Frau davon mitnehmen?*

*Ich glaube die Abkopplung von Goethes Darstellung dieser Nacht, die ja nun doch ziemlich pervers, fast schon als reine Belustigung für den Mann verzerrt wird, kann symbolisch für die natürliche Mystique der Frau stehen. Die vollständige Sau rauszulassen, die beiden Frauen lachen kurz, beängstigt die sonst so anständige Frau, aber weisst du was? Es beängstigt den Mann umso mehr. Nichts ist bedrohlicher für ein fragiles männliches Ego als die weibliche Emanzipation, unkontrollierbar, rau, wunderschön. Da die Beine in die Hand zu nehmen ist schwierig, aber gemeinsam kann Grosses bewirkt werden. Jede Frau, die gerade zuhört, kann, nein! Sollte es sogar wagen; nimm Platz ein.*

*Wow, das hast du wirklich schön gesagt!*

Und ich stimme zu, Ninas Klangfarbe lässt ihr Wort so sanft aber dennoch prägnant darstellen, man kann es nur als ästhetisch beschreiben.

Ein rotes Lämpchen blitzt unter der Kamera beim Fernseher auf und ich weiss, dass Ivan zusieht. Ich tue so, als bemerke ich es nicht und stelle den Radiosender auf Hintergrund-Jazz um. Dann räkle ich mich anzüglich und lasse einen Träger des Kleides runterfallen, ziehe ihn nicht wieder hoch. Erst jetzt schaue ich überrascht in die Richtung des Aufnahmegerätes und lächle schüchtern. Er mag das.

„Ich vermisse dich, wie geht es dir?“, sende ich ihm zu und er schreibt zurück: „Gut. Yoko, zieh das Kleid noch ein bisschen weiter runter und lies weiter.“

Ich drehe mich seitlich, tue was er sagt und spiele mit meinen Haaren, lasse meinen Blick gesenkt. Ich glaube, es erregt ihn besonders, wenn er mich unbemerkt beobachten kann. Vor zwei Wochen thematisierten sie bei M'amie unterschiedliche Arten von Männern. Ivan gehört zu der Sorte, die sich für etwas Besseres halten und deshalb auch etwas Besseres verdienen. Er steht auf das reine, geheimnisvolle an mir. Meine kindliche Naivität, die er jetzt gerade als Wichsvorlage verwendet. Er genießt Cunnilingus – auch wenn ich dabei gar nichts spüre – und befiehlt mir, ihn zu fragen ob er mich bitte während dem Sex schlagen kann bevor er es tut.

Inzwischen ist es vier Uhr und nach Lesen, Pilates und meinem obligatorischen *Nickerchen* gehe ich zurück ins Schlafzimmer. Die Köchin kommt. Ich belausche, wie sie die Haustür aufschliesst; Plastiksäcke mit Zutaten auf den Tresen legt; jemanden auf Italienisch energisch (oder passioniert?) tadelt. Stelle mir vor, wie sie dabei wild mit den Händen fuchtelte, an denen sie drei goldige Armbandreifen trägt, die so toll klimpern.

Ich sage, heute ist mein freier Tag.

Behutsam öffne ich die Tür hinaus in den Wohnbereich, trete hinaus und bleibe neben der Kücheninsel stehen.

„Hallo.“

Die Köchin flucht erschrocken auf und dreht sich blitzschnell und mit Kochlöffel auf Angriff um.

„Mein Name ist Yoko. Wie heisst du?“

Sie antwortet nicht.

Während sie ihren Kopf schieflegt und schneller atmet, ahme ich ihre Bewegung nach und lege meinen Kopf auch schief. Meine Beine tragen mich näher zu ihr, um ihr meine Gefahrlosigkeit zu symbolisieren, und just als meine Worte erneut von meinen Lippen fallen wollen, entscheide ich mich um.

„Ich bitte um Verzeihung. Mein Name ist Eve. Wie heisst du?“

Es vergehen einige Sekunden, dann erwidert sie mit einem starken Akzent:

„Ich heisse Mala. Kind, was tust du hier?“

„Ich verstehe nicht so recht. Ich gehöre ihm?“

Mala runzelt die Stirn.

„Seine Tochter, seine Freundin?“

Ich lächle.

„Was er will. Manchmal beides.“

Sie tritt einen Schritt zurück.

„Geht es dir denn gut bei ihm?“

Ich trete einen Schritt vor.

„Ja. Seit dem Vorfall beides, wenn er will.“

Sie antwortet nicht mehr, starrt mich mit leeren, glasigen Augen an.

„Brauchst du eine Umarmung, Mala? In meiner Gebrauchsanleitung unter dem Abschnitt „Sekundäre Benutzer“ steht klar, dass platonische Berührungen durchaus erlaubt sind.“

Die Köchin zögert; sie weiss nicht, wie mit der Situation umzugehen ist.

„Mach dir keine Sorgen, es ist alles unter...“

Plötzlich erklingt das Surren der Haustür, Ivan kehrt nachhause zurück.

Mein Körper erstarrt, dreht sich um und möchte bereits ins Schlafzimmer flitzen, aber er hat mich bereits entdeckt.

„Yoko! Was tust du da?“

Er ergreift mich bei der Hand und stösst mich ruckartig aufs Bett und schliesst dann die Tür zwischen uns. Nur gedämpft nehme ich seine Stimme wahr.

„Was hat sie dir erzählt?“

Mala antwortet zu leise, als dass ich es aufnehmen könnte, ein Rascheln ertönt – wahrscheinlich die Plastiksäcke – , dann das Klicken der Haustür.

Nach vier Minuten gewährt sich Ivan den Eintritt ins Schlafzimmer; seine Bewegungen sind hektisch, wütend... und lustvoll.

Mit dieser Verve eilt er auf das Bett zu, drängt mich fiebrig an die Zimmerwand und zwingt meine Beine auseinander.

Da ist es wieder; das Zerren in meinem Nacken. Es lässt sich nun einordnen.

„Nein, bitte nicht Ivan, ich will nicht!“

Es ist Widerstand.

## 2. Preis (ex aequo)

### Kategorie C (4. und 5. Klassen, Passerelle Dubs)

#### **Hischier Jenny, 4F**

#### Zwischen zwei Atemzügen

Eigentlich ist es ganz einfach. Man muss die Herzen des Publikums erreichen. Das Kunstwerk muss in uns Gefühle auslösen. Im Endeffekt ist dies zumeist das einzig relevante Kriterium und gleichzeitig das am wenigsten klar mess- und planbare.

Es kommt mittlerweile eher selten vor, dass Kunst noch wirklich emotional berührt (abgesehen von Wut vielleicht). Der Text von Jenny Hischier schafft dies jedoch in kürzester Zeit. Eindringlich, aber nicht aufdringlich wird das Schicksal einer Familie und vor allem der Protagonistin beschrieben, determiniert durch die Krankheit des Vaters. So nüchtern die Beschreibungen, so emotional die Auswirkungen. Der banale Alltag einer ganz und gar nicht gewöhnlichen Situation, nur an der Oberfläche gekratzt und doch mit so viel Tiefe.

Wie misst man die Zeit, zwischen zwei Atemzügen? Und wie spricht man darüber? Für Goethe ist Kunst eine Vermittlerin des Unausprechlichen. Doch wie vermittelt man all das, worüber man nicht sprechen will, nicht sprechen kann, worüber zu sprechen nicht möglich ist - Angst, Wut, Liebe, Trauer, Schuld, Endlichkeit, Aufbruch, Freiheit, Determinierung, Geborgenheit, Aufopferung; das Leben?

Herzliche Gratulation Jenny zu deinem Text „Zwischen zwei Atemzügen“, der dieses schwierige Unterfangen beeindruckend meistert!

Christian Scheuber

## Zwischen zwei Atemzügen

Manchmal fahre ich hinaus. Nicht, um wegzulaufen, sondern um Luft zu bekommen.

Zu meinem Geburtstag kaufte er mir ein Motorrad. Er tat es nicht aus Leichtsinn und auch nicht, weil er wollte, dass ich schnell fahre. Er wusste, dass er selbst nicht mehr fahren konnte.

Er konnte es mir nicht erklären, die Worte fehlten ihm schon. Aber ich verstand trotzdem. Er wollte, dass ich weiterfahre, wo er anhalten musste. Dass etwas von ihm in Bewegung bleibt, auch wenn sein Körper es nicht mehr kann.

Ich setzte mich auf den Sattel, startete den Motor, und sofort vibrierte etwas tief in mir. Nicht nur aus Metall. Es war Erinnerung. Freiheit. Und ein Versprechen.

Vor der Schule stellte sich das Motorrad ab. Der Motor verstummte abrupt, und mit ihm dieses Gefühl von Freiheit. Ich zog den Helm aus, atmete tief durch und ging hinein, zurück in die Realität.

Ich setzte mich an meinen Platz im Klassenzimmer. Die Stimmen um mich herum wirkten wie Geräusche hinter einer dicken Wand. Ich hörte sie, aber sie erreichten mich nicht. Die Lehrerin schrieb an die Tafel. Ich sah ihre Bewegungen, aber die Worte verschwammen. Mein Stift lag schwer in der Hand, und ich konnte mich nicht konzentrieren.

Stattdessen zog mich etwas anderes weg, leise und unaufhaltsam.

Was wäre, wenn...?

Was wäre, wenn er heute nicht mehr aufwacht?

Was wäre, wenn alles anders endet, als wir hoffen?

Was wäre, wenn ich nie wieder einen Moment so halten kann, wie ich ihn jetzt in Erinnerung trage?

Ich erinnerte mich daran, wie wir barfuss über den Rasen liefen und er mich auffing, als ich stolperte, während er dabei lachte, sodass ich mitlachen musste, obwohl ich eigentlich Angst hatte. Ich sah ihn vor mir, wie er abends an meinem Bett sass und mir Geschichten vorlas, nur um sicherzugehen, dass ich eingeschlafen war, und wie sein Blick sanft über mich wanderte, während ich mich in den Decken verkroch. Ich dachte an die Morgen, an denen er mir die Schuhe band, so selbstverständlich, dass ich staunend zusah, und daran, wie er mich sicher mit dem Auto in den Kindergarten fuhr.

Ich schloss kurz die Augen und atmete tief ein. Dann öffnete ich sie wieder. Die Lehrerin fragte etwas, und ich nickte. Ich sagte leise: „Alles in Ordnung.“ „Geht schon“, fügte ich hinzu. Die Stimme klang fast fremd, obwohl sie meine war. Niemand bemerkte, dass mein Herz woanders schlug und dass meine Gedanken zwischen dem Hier und dem Zuhause hin- und herpendelten.

Die Stunde endete. Ich packte meine Sachen zusammen, ging hinaus in den kühlen Nachmittag. Der Weg nach Hause lag vor mir, und das Motorrad wartete. Ich fuhr langsam,

nicht weil ich Angst hatte, sondern weil ich wusste, dass mich dort etwas erwartete, das meine ganze Aufmerksamkeit brauchte.

Zuhause angekommen, stellte ich das Motorrad ab, zog den Helm aus und hielt kurz inne, atmete und sammelte mich. Ich schloss die Tür leise hinter mir, als könnte ein lautes Geräusch etwas zerstören. Dann liess ich meine Tasche fallen und blieb einen Moment stehen, lauschte. Das Haus war still. Zu still.

Am Esstisch stand ein leerer Stuhl. Früher sass dort mein Vater. Jetzt war er oben im Schlafzimmer oder im Krankenhaus. Manchmal wechselte das so oft, dass ich den Überblick verlor. Ich ging die Treppe hinauf, langsam, weil ich gelernt hatte, dass Eile hier fehl am Platz ist.

Er lag im Bett. Sein Körper wirkte kleiner als früher, zerbrechlicher. Die Krankheit hatte ihm die Kraft genommen, dann die Bewegungen, dann die Worte. Die Ärzte nannten sie unheilbar, ein Wort, das so endgültig klang, dass ich es lange nicht aussprechen konnte.

Ich setzte mich neben ihn und hörte das Summen der Geräte, das leise Piepen der Monitore, das Atmen, das gleichzeitig beruhigte und ängstigte. Immer wieder fiel er, manchmal sanft, manchmal so, dass ich erschrak. Die Ambulanz war schon öfter bei uns gewesen, mehr als man mit den Händen aufzählen kann.

Die Entscheidungen, welche Maschinen ihn am Leben halten, welche Medikamente nötig sind, lagen an uns, an der Familie. Meine Mutter blieb fast immer zu Hause, weil er nie unbeaufsichtigt sein konnte. Familienausflüge gab es kaum. Nicht, weil er nicht konnte, sondern weil immer jemand bei ihm bleiben musste. Selbst kurze Besuche im Krankenhaus, die eigentlich Routine sein sollten, nahmen Stunden in Anspruch und wurden zu kleinen Missionen, die uns Kraft kosteten.

Während andere Familien in die Ferien fahren, ihre Kinder in Camps oder zu Freundinnen schickten und sich erholten, konnten wir uns kaum ausruhen. Jedes Wochenende, jede Pause bedeutete, dass wir vierundzwanzig Stunden am Stück sein Leiden beobachten mussten, dass wir jede Bewegung, jeden Atemzug und jede Not überwachen mussten. Ferien fühlten sich nie leicht an, sie waren oft noch schlimmer, weil der Schmerz und die Verantwortung rund um die Uhr bei uns waren.

Ich musste stark sein. Stärker, als ich wollte, stärker, als es für mich natürlich war. Oftmals war es meine Aufgabe, meine Mutter zu stützen, wenn ihr selbst die Kraft fehlte. Jede Entscheidung, jedes Handeln lastete schwer auf unseren Schultern, und doch durfte wir keinen Augenblick zögern, weil ein Leben davon abhing.

Manchmal schloss ich die Tür zu meinem Zimmer, liess mich auf mein Bett sinken und weinte leise. Ich weinte über die Angst, die ständigen Sorgen, über all die Dinge, die wir verloren hatten, und über die Zeit, die zu schnell verging. Ich weinte, weil niemand verstehen konnte, wie schwer es war, erwachsen zu sein, bevor man dazu bereit war. Aber nach dem Weinen fühlte sich ein kleiner Teil von mir leichter an. Ich konnte weitermachen, wenigstens für einen Moment.

Am Abend saßen wir im Zimmer, meine Geschwister und ich. Die Sonne fiel durch das Fenster und berührte unsere Gesichter. Wir sagten nichts, wir mussten nichts sagen. In diesem Schweigen lag alles: Angst, Liebe, Zusammenhalt. Wir hielten uns gegenseitig fest, gaben uns Kraft, weil wir wussten, dass wir alleine nicht stark genug wären.

Dann standen wir auf und gingen gemeinsam zu ihm ins Zimmer. Wir setzten uns leise um sein Bett, spürten sein Atemholen, sahen ihn an, und für einen Moment fühlte sich alles weniger schwer an. Wir waren zusammen, und das reichte.

Er atmete ein.

Wir auch.

Zwischen diesen beiden Atemzügen fand unser Leben statt.